

Gerhard Nachtwei/Pirmin Spiegel

Missionarischer Aufbruch?

Ein Ost-West-Briefwechsel

Wie werden Gemeinden missionarisch?

Zwei deutsche Pfarrer stellten einander

die Frage konkreter: Wie lebt Deine

Gemeinde Mission? Die Antwort wurde

gemeinsam gesucht bei Besuch und

Gegenbesuch, durch Schauen und

Zeigen, Nachfragen und Erzählen.

Der folgende Briefwechsel gibt Anteil

an einem bereichernden Prozess.

Lieber Pirmin! Ich erinnere mich. Wir suchten in der Redaktionssitzung zum Heft mit dem Schwerpunkt Mission nach je einer Gemeinde im Osten und Westen Deutschlands, um nicht nur missionarische Sonderaktivitäten in den Blick zu nehmen, sondern auch zu reflektieren, wie sich die Frage nach einer »missionarischen« Kirche auf Gemeindeebene zeigt. Schließlich halten bischöfliche Verlautbarungen und Pastoral-konzepte die Mission für eine der dringlichsten Herausforderungen auch für die Kirche in Europa. Da kam mir die Idee, wir beide könnten unsere eigenen Gemeinden (besser: die Gemeinden, in denen wir unseren Dienst tun) als Beispiel für das Ringen um eine missionarische Kirche nehmen. Schnell war uns klar, dass dies keine Selbstdarstellung werden sollte, sondern jeder von uns in der Gemeinde des anderen ein

paar Tage mitleben und dann seine Eindrücke ins gemeinsame Gespräch bringen sollte. Obwohl mir das zusätzliche Arbeit und Mühe einbrachte, habe ich diesen Einfall nie bereut. Denn das gegenseitige Erleben der Gemeinde und der pastoralen Bemühungen des anderen erwies sich selbst schon als ein missionarischer Aufbruch. Denn meist lebt doch der einzelne Pfarrer zu sehr nur in seiner (kleinen) Welt. Mission beginnt eben dort, wo wir uns ins »Andere« wagen – sehr ähnlich den klassischen Missionaren, die in eine völlig fremde Umgebung gehen.

Ich denke, wir müssen solche Aktionen nicht als exotischen Ausnahmefall erklären, sondern als pastorale Normalität empfehlen. Wir sollten uns also erst selbst missionieren, bevor wir uns an die Missionierung der anderen wagen. Es erscheint mir wichtig, sozusagen im Selbstversuch auszuprobieren, wie Mission nicht von oben herab und von der Position des Besserwissers heraus geschehen kann, in der einer schon alles weiß und der zu Missionierende noch nichts. Mission kann hier und heute wohl nur heißen, das Gewohnte zu verlassen und Gott auch im anderen zu entdecken.

Aber da kommt die »missionarische Bremse«: Ich habe doch schon mehr als genug mit dem zu tun, was ich täglich zu bewältigen habe

und schon nicht schaffe. Wie soll ich da noch zusätzlich Zeit für missionarische Unternehmungen finden? Wir haben also diese »Bremse« gelockert. Wir haben uns die Zeit genommen und sind offen und neugierig in die Gemeinde des anderen gefahren.

Konfessionslose Diaspora

Du, Pirmin, warst als der Erste bei mir in Dessau: eine Gemeinde im Osten Deutschlands, mit vier anderen Gemeinden in und um Dessau ein Gemeindeverbund, in einer nicht mehr konfessionellen, sondern konfessionslosen Diaspora. Das heißt in Zahlen: 3,5% Katholiken, ca. 17% Protestanten. Die »Volksreligion« im Osten sind die 75-80% »religiös Unmusikalischen«. Diese Gruppe der »verhärteten Konfessionslosen«, wie sie auch genannt werden, hat Dich in der Zeit in Dessau am meisten beschäftigt: Wie konnte in so kurzer Zeit eine durch Jahrhunderte währende christliche Tradition abbrechen? Du nanntest als Gegenbeispiel die Schwarzen und Indígenas in Brasilien, die unter widrigeren Umständen ihre Traditionen durch Jahrhunderte bewahrt haben.

Du hast wohl unsere Antwortversuche gehört, aber ich vermute, dass damit Dein Fragen noch keine wirklichen Antworten gefunden hat. Das hat mich auch selbst neu herausgefordert.

»Wie konnte eine Jahrhunderte währende christliche Tradition abbrechen?«

Die Menschen bei uns haben zwar Schaden genommen durch die diktatorischen Systeme des Nationalsozialismus und des Kommunismus, aber die Gründe für den »religiösen Supergau« (nach dem Krieg gehörten noch 85% der evan-

gelischen Kirche an) liegen wohl früher. meint zum Beispiel, es liege auch daran, dass diese Gebiete spät missioniert worden sind, dazu noch von oben, von den Fürsten und Führern her, denen das Volk einfach Folge leisten musste. Dann kam die Reformation, was für viele nicht nur eine Erneuerung, sondern einen Glaubens- und Kulturwechsel bedeutete. Zudem gingen die Landeskirchen eine problematische Ehe mit der staatlichen Macht ein, sodass der treue Untertan mit dem rechten Christen immer mehr zusammenfiel. Hat die christliche Botschaft in unserer Gegend vielleicht nie so richtig die Seele des Menschen und den Tiefengrund der Gesellschaft erreicht?

Überraschen muss allerdings Folgendes: Soziologische Umfragen zeigen keine signifikanten Unterschiede in den Werten, die in Ost und West für wichtig gehalten werden. Ist vielleicht doch nicht eine ganze Kultur abgebrochen, sondern

»keine guten Musiklehrer«

nur ihre religiöse Verankerung? Wie lange aber können Werte erhalten bleiben, wenn sie keine Verwurzelung mehr haben? Vielleicht haben deshalb unsere katholischen Einrichtungen in Dessau einen so großen Zulauf, weil im Letzten doch nach Halt und Sinn, besonders im Blick auf die Zukunft der Kinder, gesucht wird.

Wenn damals die Missionierung »von oben« falsch gelaufen ist, müsste sie dann heute nicht »unten« ansetzen, und das beim Wert des je Einzelnen, ohne gleich auf die Masse und auf Mitgliederwerbung zu schielen? Zwar ist es keine Massenbewegung, aber doch schon eine respektable Gruppe, die jedes Jahr in unserem Bistum als Erwachsene um die Taufe bittet. Altbischof Leo Nowak hat uns zu unserem 150-jährigen Kirchweihjubiläum geschrieben: »Manchmal denke ich, dass nicht unsere Mitmenschen »reli-

giös unmusikalisch« sind, sondern dass wir keine »guten Musiklehrer« sind.« So denke ich, Dein Blick auf unsere Situation hat auch meinen Blick geweitet. Ich bin gespannt auf Deine Antwort.

Beitrag zur Menschwerdung

Lieber Gerhard! Auf der Zugfahrt vom Saarland nach Sachsen-Anhalt, über Erfurt zu Dir nach Dessau las ich einen Artikel über Inkulturation und dass Pedro Arrupe diesem Begriff in der katholischen Kirche Gewicht gegeben habe. Inkulturation sei die Inkarnation des christlichen Lebens und der christlichen Botschaft in eine bestimmte Kultur hinein und zwar so, dass sie zum Prinzip einer neuen Inspiration wird, zur Richtschnur und zur einigenden Kraft, die diese Kultur belebt, orientiert und erneuert. Sie habe nichts mit Macht zu tun, sondern müsse in den Dienst mit den Bedürftigen führen, in den Einsatz für Glaube und Gerechtigkeit und in eine Option zugunsten des Lebens. Es gehe also nicht um einen Zusammenstoß zwischen einem »reinen Christentum« und einer anderen »religionslosen« Kultur, sondern um eine Begegnung des Empfangens und Gebens, des Wachsens und Wandels. Geist und Inhalt dieses Textes waren ein hervorragender Aperitif für die Tage mit und bei Dir.

Wenig später erzählst Du hierzu von prägenden Erlebnissen Ende der 1980er-Jahre, die die Kirche in der DDR gemacht hat, die zugleich bewegend und gut waren. Du erzählst von Aus-

»Wir haben die Angst verloren.«

tausch und gegenseitiger Bereicherung. Da haben sich Christinnen und Christen mitten unter anderen Menschen gefunden, die auf der Straße waren, die gebetet haben, die ihre Geschicke

selbst in die Hand genommen haben. Es sei etwas gefolgt, was man in der Theologie Subjektwerdung des Menschen nennt. »Wir sind das Volk, wir merken plötzlich, wir sind nicht mehr Spielball, nicht mehr Objekt von Parteiinteressen oder von anderen Interessen, wir haben die Angst verloren.«

Ja, Gerhard, der vielzitierte Begriff der Subjektwerdung; den haben wir gerade in den lateinamerikanischen Basisgemeinden immer wieder gebraucht. Uns beiden (neben vielen anderen) ist das wichtig in unserem Leben, unserem Glauben und in unserer Arbeit. Die Wurzeln dafür liegen wohl bereits im Schöpfungsbericht der Bibel. Als ich mit Dir in den Straßen von Dessau unterwegs war, bei der Kommunionkatechese, bei den Besuchen in der Schule und der Kindertagesstätte, bei den Glaubensgesprächen – überall da wurde diese Intention greifbar. Das bewegt mich: einen Beitrag zu leisten zur Menschwerdung, zur Persönlichkeitsentwicklung, eine Orientierung zu finden am »Evangelium vom Reich Gottes« (Lk 4,43).

Sauerteig

Du sagst, Gerhard, dass der friedliche Verlauf der Entwicklung in der DDR mit darauf zurückzuführen sei, dass mitten unter diesen Massen Christen waren. Das Evangelium ist das Beste, was wir anbieten können. Generationen vor uns haben das über Jahrhunderte glaubwürdig bezeugt, wir haben es sozusagen als »Erbe« empfangen, stehen auf ihren Schultern und bezeugen das Ererbte heute auf unsere Weise. Auch wenn über Jahrhunderte hinweg ein obrigkeitsstaatliches Denken und eine zu enge Verbindung von Kirche und staatlicher Macht es der christlichen Botschaft schwer machten, zu einer neuen Inspiration und Kraft zu werden, gab die Bot-

schaft des Evangeliums einen wichtigen Impuls in diesen Geschichte schreibenden Jahren. Ihr habt in diesem kairologischen Moment keine Parallelstrukturen geschaffen, in denen Christen und Christinnen abseits und getrennt agierten, sondern ihr habt an euren Orten und Kontexten von eurer Hoffnung Rechenschaft abgelegt, habt euch eingemischt, ähnlich der Funktion des Sauerteigs, indem ihr das ganze reiche Potenzial des Christseins im besten Sinne zur Verfügung gestellt habt.

Die biblischen Autoren erfahren und beschreiben Gott als einen Gott des Bundes zugunsten des Lebens, des Dialogs und der Vergabung. Gott verwirklicht seine befreiende Mission nahe der Menschen, in den Hoffnungen und Brüchen des Menschseins. Mission im biblisch verstandenen Sinn hat immer mit dem Lebenszeugnis für die Botschaft Jesu Christi zu tun, mit

»das reiche Potenzial des Christseins zur Verfügung gestellt«

dem Bemühen, die Botschaft des Evangeliums durch »begeisterte« Zeugen inmitten von Menschen und Völkern greifbar zu machen. Bereits in der Antrittspredigt Jesu spiegelt sich seine Sendung wieder: Heilung für die Kranken, Freiheit und Befreiung. Wir können gar nicht anders, als das mit allen zu teilen, was Gott uns mitgeteilt hat: Leben an erster Stelle.

An einem zentralen Punkt in der Fußgängerzone in Dessau zeigen mir Gemeindemitglieder mit Stolz eine Glocke, die hergestellt wurde aus dem eingeschmolzenen Material ehemaliger Waffen, die gegen Menschen gerichtet waren. »Schwerter zu Pflugscharen« – Waffen zu Glocken! Das ist eine frohe Botschaft, ein Symbol von Gottes liebevoller Zuwendung zu uns Menschen.

Strukturwandel

Hier in unserer Pfarreiengemeinschaft versuchen wir das ebenso, in den Kindertagesstätten, in der Jugendarbeit, bei den Katechesen, unseren pastoralen Schwerpunkten und Prioritäten, in der Weltkirchenarbeit. Du hast unsere Pfarreiengemeinschaft im Südwesten Deutschlands, nahe der französischen Grenze, kennen gelernt. Sie besteht aus vier Gemeinden mit insgesamt knapp 7.000 katholischen Christen; in drei der Gemeinden sind diese die große Mehrheit.

In unserer von einem Strukturwandel geprägten Region spüren wir recht deutlich, dass viele Kirchenmitglieder dem Christentum als kulturellem Erbe verbunden bleiben, doch dem missionarischen Engagement gegenüber sind sie eher reserviert. Zugleich wird deutlich, dass neue Formen des Interesses entstehen, wenn ich an jene Menschen denke, die sich für die Fragen der Weltkirche interessieren, die dem Projekt Jesu treu bleiben und sich fragen, wie es auch in unserer Epoche einen Beitrag leisten kann.

Im Zeitalter der Globalisierung und kultureller Veränderungen sind wir auf der Suche nach einer neuen Profilierung des Christseins, nicht im Sinne von konfessioneller Abgrenzung, sondern ökumenisch orientierter weltweiter Offenheit. Vor eineinhalb Jahren besuchte uns

»neue Formen des Interesses«

Günther Krömer, ein Mitglied des Indianermissionsrates in Brasilien, und erzählte von seiner Arbeit mit und für die Indígenas, von den klimatischen Veränderungen im großen Amazonasraum. Im vergangenen Jahr war Francis Atul Sarker aus Bangladesch unser Gast, der der dortigen Caritasarbeit und Bildungsprojekten ein Gesicht gab. Caritas arbeitet dort mit Jugendli-

chen, die aufgrund von Überschwemmungen familien- und heimatlos geworden waren, die aufgrund ihrer sozialen Herkunft zur Chancenlosigkeit verurteilt sind. In diesem Jahr kamen wir ins Gespräch mit Bischof Joseph Nduhirubusa aus Burundi, der uns anhand seiner eigenen Lebensgeschichte vom zerstörerischen Bürgerkrieg zwischen Hutus und Tutsis erzählte und wie dort der Alltag von kleinen (christlichen) Gemeinden aussieht.

Grenzen überschreiten

Vor wenigen Wochen endete eine Ausstellung von Adveniat in unserer Pfarreiengemeinschaft mit dem Titel »Lateinamerikanische Lebenswege«. Menschen aus Lateinamerika wurden vorgestellt, die an ihren Orten der Sache Jesu verbunden sind, die Gemeinschaft im Glauben und eine Sendung aus ihm bezeugen. Wir feierten gemeinsam Gottesdienste, informierten uns, hörten zu, fragten und blieben dran an diesen Themen. In Verbindung mit den kirchlichen Hilfswerken betreiben wir missionarische »Weiterbildung«, bringen das Thema der Weltkirche in der Sakramentenvorbereitung zur Sprache und pflegen weltkirchliche Kontakte.

Es tut gut, andere Kontexte und Glaubenserfahrungen kennen zu lernen und zu versuchen, gewonnene Einsichten in die eigenen Gemeinden als Impulse aufzunehmen: mit einem Stand in der Stadt, bei einer gemeinsamen Tasse Kaffee, in der Vernetzung mit Eine-Welt-Gruppen und Schulen, in unseren Gottesdiensten, in vielen persönlichen und familiären Kontakten mit den Partnern in der einen Welt, im Engagement für eine gerechtigkeitsorientierte Entwicklungsarbeit. Immer wieder scheint dabei die Erfahrung durch, dass alle Kirchenmitglieder im Maß ihrer Möglichkeiten Botschafter des Evan-

geliums sind, um sich einzureihen in eine Kette der Solidarität, um Wege zu finden, die aus dem beschädigten Leben herausführen. Hier treffe ich mich mit Deinem Gedanken, dass Mission heißt, Grenzen zu überschreiten hin zum fremden Anderen, lokal in der Nachbarschaft und weltweit, nicht um den anderen etwas überzustülpen, sondern in Respekt vor dem Anderssein. Und hier schließt sich der Kreis unseres Anliegens zur »Subjektwerdung« des Menschen in der Kirche.

Salz der Erde

»Lieber Pirmin! Ich vermute, die Frage, wie es zu der großen Zahl der »religiös Unmusikalischen« im Osten Deutschlands gekommen ist, bleibt uns beiden erhalten – doch hoffentlich nicht als resignierende Feststellung, die uns lähmt, sondern als eine »Pro-Vokation« für den eigenen Glauben. Das Gebiet, in dem Du tätig bist, zählt religionssoziologisch zu den stabilsten Gegenden einer vom Christentum geprägten Gesellschaft. Aber ich habe gespürt, dass das manches auch schwer macht. Traditionen können eben nicht nur tragen, sondern auch hemmen. Auch habe ich die Sorge gespürt, dass manches nur als äußerliche Form beibehalten wird. Die für mich wichtigste Erfahrung des Besuchs bei Dir be-

»hemmende Traditionen«

rührt eine Frage, die mich schon lange umtreibt: Wer oder was ist Träger einer Erneuerung der Kirche aus dem Geist des Evangeliums: Pastoralkonzepte, richtungsweisende Bücher, theologische Entwürfe ...? Dies wohl irgendwie auch. Aber in erster Linie sind es Menschen.

Du hast in Deiner Gemeinde den Blick geweitet für die Weltkirche. Du hast nicht nur Deine Erfahrungen aus Brasilien erzählt. Du hast

Menschen gesucht und gefunden, mit denen Du die Gemeinden aus dem Geist Jesu und im Blick auf die Zeichen der Zeit zu erneuern suchst. Christentum ist eben nicht zuerst eine Lehre, sondern eine Person. Kirche heißt nicht zuerst Bauwerk und Institution, sondern Menschen. Diese Menschen bei Dir, z.B. die Steuerungsgruppe, sind mir in lebendiger Erinnerung geblieben. Und natürlich besonders Du als Person.

Zu unserem 150-Jahr-Jubiläum der Kirchweihe sind in diesen Tagen 26 russische Gäste angereist: Folklorekünstler, Tänzer, Lehrer, Sozialarbeiter aus einer armen Stadt 400 Kilometer nordöstlich von Moskau. Sie begeistern uns mit ihrer Lebensfreude. Keiner von ihnen ist katholisch, fast alle irgendwie orthodox. Der Leiter des Folkloreensembles erzählt bei seinen Auftritten immer wieder, dass er erst durch die Begegnung mit uns Deutschen das Vaterunser zu beten gelernt hat und dass er es jetzt allen seinen Schülern beibringt. Ein Muslim unter ihnen fügt dann an, dass erst durch die Kontakte zu Katholiken in Deutschland der Glaube an Gott bei ihm wieder richtig lebendig geworden ist.

Manchmal bin auch ich traurig, dass unsere Mitgliederzahlen so rückläufig sind und die Gemeinden so träge scheinen, aber dann denke ich an die vielen guten Gespräche mit suchenden

»nicht zuerst Institution, sondern Menschen«

und fragenden Menschen, die zwar nicht sofort die Kirchenmitgliedschaft anstreben, aber in ihrem Ringen »nicht weit vom Evangelium entfernt« sind, vielleicht sogar ihm manchmal näher als manche von uns Christen. Hier gäbe es viel Einzelnes zu erzählen, auch von der positiven Wahrnehmung unseres Engagements, z.B. in der Hospizbewegung, der Notfallseelsorge, der Tele-

fonseelsorge, der Bahnhofsmission, der Gefängnisseelsorge etc.

Vor ein paar Tagen habe ich wieder einmal gelesen, was Alfred Delp 1944/45 mit gefesselten Händen geschrieben hat: »Vor allem muss die Überzeugung wieder mehr wachsen, dass die Hierarchie nicht nur Zutrauen zu den Irrtümern und Dummheiten der Menschheit hat; man muss wieder wissen und spüren und erfahren, dass sie die Rufe der Sehnsucht und der Zeit, der Gärung und der neuen Aufbrüche hört und beantwortet, dass die Anliegen der jeweils neuen Zeiten und Geschlechter nicht nur in den Aktenschranken abgelegt werden, sondern als ›Anliegen‹, d.h. Sorgen und Aufgaben, gewertet und behandelt werden« (in: Das Schicksal der Kirchen). Auf solche Weise können wir selbst bei uns im Osten (mit 3,5% unter der 5%-Klausel) als »Salz der Erde« wirksam sein für das Reich Gottes, nach dem wir immer als Kirche zuerst suchen müssen.

Botschafter des Evangeliums

Lieber Gerhard, immer noch läuft in unseren Gemeinden der Pfarreiengemeinschaft zu viel über uns Hauptamtliche. Unsere Präsenz – und gerade die des Pfarrers – wird erwartet: beim Fest des Musikvereins, beim Jubiläum des Sportclubs, beim Jahresfest der Wanderer, bei Geburtstags- und Hochzeitsjubiläen, bei der Feuerwehr, bei der Begleitung und den Personalfragen in den Kindertagesstätten wie bei den vielen Präsidienfunktionen bei den kirchlichen Gruppen. Natürlich steckt da auch eine Wertschätzung unseres Menschseins und unserer Arbeit dahinter, eine Anerkennung der Art und Weise wie wir Nachfolge Jesu zu leben versuchen. Doch bleibt das nicht zu sehr auf der Ebene eines nach innen orientierten Milieus?

Ob das offizielle Ringen und Mühen um Ehrenamtliche eher eine Folge von Priester-, Hauptamtlichen- und Geldknappheit ist oder ein Wandel im Verständnis unseres Kircheseins? Ist uns wirklich klar, dass jedem und jeder Getauften eine Berufung und ein Potenzial innewohnen,

»nach innen orientiertes Milieu«

Botschafter und Botschafterin des Evangeliums zu sein? Dass wir in den Räten und der Steuerungsgruppe gemeinsam nach Schwerpunkten unserer pastoralen Arbeit suchen, dass wir miteinander und füreinander Sorge tragen, um im Glauben und an unseren Wurzeln nicht auszutrocknen, und dass wir gemeinsam feiern können, ist eine gute und lebensnotwendige Erfahrung.

»Weder noch, normal halt.« So antworteten Jugendliche in Leipzig auf die Frage, ob sie sich als christlich oder eher atheistisch bezeichnen. Wie in einer solchen Situation leben und mit ihr umgehen? »Religiös unmusikalisch« heißt doch, dass Glaube und Religion in Deiner Region (und im ganzen Osten Deutschlands) mehrheitlich kein Thema sind, dass eine große Zahl der Bevölkerung von zu Hause aus keinen religiösen Kontext mitbringt. Wie Menschen aufmerksam machen auf so genannte letzte Fragen, auf die Möglichkeit von Wegen der Transzendenz und das große Gestaltungspotenzial vom Evangelium her?

Inmitten eines solchen Kontextes habt ihr in Dessau als eine Priorität der Pastoral auf ein katholisches Gymnasium und auf die Trägerschaft einer großen Kindertagesstätte gesetzt. Ihr ermöglicht einen Dialog über Milieugrenzen hinweg, mit unterschiedlichen Weltanschauungen; ihr versucht mittels eines diakonischen Tuns Menschen im Rahmen der Schule und der Kindertagesstätte mit dem Glauben in Berührung zu

bringen, einzuladen zu einer religiösen Sprachfähigkeit und zur Schärfung der eigenen Identität; ihr wagt ein Kirchesein mit offenen Armen. Dabei ist euch eine theologische Option zugunsten der Armen wichtig. Durch den Aufnahmemodus ins Gymnasium und durch einen gestaffelten Monatsbeitrag berücksichtigt ihr die unterschiedlichen Bedingungen von Kindern und Jugendlichen aus so genannten bildungsfernen Schichten. Das ist ein spezifisch missionarisches Zeugnis. Und eine für mich besonders herausfordernde Erfahrung war, dass dies nicht nur für Schülerinnen, Schüler und Kinder gilt, sondern ebenso für die Lehrkräfte, Erzieherinnen und Eltern. Geprägt hat mich in Dessau die Sorge nach einer Pastoral, die ein werbender und einladender Versuch ist, aus der Perspektive des Glaubens Zukunft zu entdecken und zu gestalten. Danke!

Zwei oder drei

Lieber Pirmin! Bezüglich der zu starken Betonung der Hauptamtlichen gebe ich Dir recht. Aber andererseits: Irgendwer muss doch beginnen. Allerdings sollten wir es nicht im Alleingang versuchen, sondern wenigstens die »zwei oder drei« finden, mit denen wir es in Seinem Namen tun. Und die sollte es doch in jeder Gemeinde geben.

Gerhard Nachtwei, Dr. theol., ist Probst in Dessau und Beauftragter für den Erwachsenenkatechumenat im Bistum Magdeburg.

Pirmin Spiegel ist Pfarrer einer Pfarreiengemeinschaft von vier Pfarrgemeinden in Blieskastel, Diözese Speyer. Er war von 1990 bis 2003 als Fidei-Donum-Priester im Nordosten Brasiliens als Pfarrer tätig sowie in der Ausbildung und Begleitung für Laienmissionare für die Basisgemeinden. Er ist Mitarbeiter bei Adveniat. Beide sind Mitglieder der Redaktion der DIAKONIA.